

ROBIN WELLS

REISE  
*des*  
SCHICKSALS

ROMAN

Weltbild Premiere

## **Eine große Liebe. Eine große Schuld**

Nach dem Tod ihres Mannes wohnt die dreiundneunzigjährige Amélie O'Connor im Altenheim. Seit vielen Jahren lebt sie mit einem großen Schuldgefühl. Eines Tages steht Kat Thompson in der Tür, die große Liebe von Amélies Ehemann Jack O'Connor – die Frau, der Amélie den Mann gestohlen hat. Und Kat will endlich die Wahrheit darüber wissen, was damals während des Zweiten Weltkrieges geschah. Und so beginnt Amélie zu erzählen...

## **Eine große Geschichte von Leidenschaft, Verrat und Vergebung**

# Reise des Schicksals

## **Weltbild**

## **Die Autorin**

Als Robin Wells im Jahr 1995 ihren ersten Roman veröffentlichte, feierte sie mit ihrer Familie in einem chinesischen Restaurant. Die Prophezeiung in ihrem Glückskeks lautete: »Du bewegst dich in eine ganz neue Richtung.« Und so war es. Seitdem hat sie siebzehn Romane geschrieben, die in neunzehn Sprachen übersetzt wurden, hat zahlreiche Preise gewonnen und kann gar nicht mehr aufhören, gute Geschichten zu erzählen. Robin Wells ist in Texas geboren und hat als Werbefrau für eine große Hotelkette gearbeitet, bis sie sich ganz dem Schreiben widmete. Nachdem sie lange mit ihrer Familie vor den Toren von New Orleans gelebt hat, ist sie vor kurzem nach Texas zurückgekehrt.

Die englische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel THE FRENCH WAR BRIDE bei Berkley, an imprint of Penguin Random House LLC, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe.

Genehmigte Lizenzausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2016 by Robin Wells

Übersetzung: Angela Schumitz

Covergestaltung: Johannes Frick, Neusäß

Titelmotiv: © Johannes Frick unter Verwendung von Motiven von Arcangel Images (© Rekha Arcangel) und Shutterstock

(© Rawpixel, © Red Fish Images, © Kraphix, © Stockforliving)

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-280-2

Dieses Buch widme ich dem französischen Volk und den tapferen Alliierten, die für seine Befreiung gekämpft haben, darunter mein Vater Roscoe Rouse Jr., der in der US-Luftwaffe eine B-17 flog; mein Schwiegervater Edward Phillips Wells, der nahe der Front in Frankreich als Arzt in der amerikanischen Armee diente, und William »Wild Bill« Correll, der in der 100. Infanteriedivision der US-Armee in Frankreich als Späher tätig war.

Wie immer möchte ich dieses Buch auch meinen beiden wundervollen Töchtern Taylor und Arden sowie der Liebe meines Lebens, meinem Mann Ken, widmen.

# Erstes Buch

# 1

## Amélie, 2016

»Ich habe nie verstanden, was er in dir gesehen hat.«

Einen Moment lang kommt es mir vor, als ob ich mir die Stimme der Frau eingebildet habe. Mon Dieu, diese Worte sind mir wahrhaftig vertraut, ich habe sie mir in den letzten siebenzig Jahren oft selbst im Stillen gesagt. Aber als ich mich umdrehe und zur Tür meiner Wohnung in der Seniorenresidenz blicke – ich lasse sie gern offen, damit Freunde wissen, wann ich sie empfangen kann –, steht sie tatsächlich auf der Schwelle: die verlassene Verlobte meines Mannes.

Sie ist natürlich älter – die ganze Welt ist älter geworden, nicht wahr? Dennoch erkenne ich sie sofort. Sie ist immer noch groß, zumindest im Vergleich zu mir, obwohl ihr Rücken vom Alter gebeugt ist und sie sich auf einen Stock stützt. Ihre Haut ist immer noch so blass wie Milch in einem Porzellankrug, obwohl auch sie jetzt welk ist wie bei allen Frauen eines bestimmten Alters. Ihre Augen sind immer noch bestechend kornblumenblau, ihre Nase zierlich. Und jetzt rümpft sie die Nase, als sie mich betrachtet – als läge etwas Ranziges in der Luft.

Ich kann nicht behaupten, dass ich ihr das verüble. Wenn ich Jacks Highschool-Liebe gewesen wäre, die ihm während seines Medizinstudiums und dann später beim Militär fast täglich einen Brief schrieb, hätte auch ich ein Leben lang einen Groll gegen die Frau gehegt, für die er mich sitzen gelassen hat.

Vor allem, wenn diese Frau eine französische Kriegsbraut gewesen wäre und wenn ich seinen Verlobungsring getragen und darauf gewartet hätte, dass er heimkommt, mich heiratet und in die Arztpraxis meines Vaters einsteigt, sodass ich das angenehme Leben einer Arztfrau in einer Kleinstadt führen könnte, genau wie meine Mutter. Und vor allem, vor allem – kann man das wie im Französischen mit diesem Wort machen? Es verdoppeln, wie bei »sehr«? Das habe ich nie herausbekommen. Vor allem, wenn ich eine große, schöne, glatthaarige Blondine wäre, vor der die Männer Schlange standen, wenn sie mit ihr tanzen wollten, und wenn die Kriegsbraut eine kleine dunkelhaarige Französin wäre.

»Kat!«, sage ich ein wenig verlegen wegen meines Akzents, den ich nie losgeworden bin, so sehr ich mich auch bemüht habe. »Was für eine Überraschung!«

»Das kann ich mir denken. Obwohl sie ganz sicher nichts ist im Vergleich zu der, die du mir damals beschert hast.«

Ich lache, bevor ich merke, dass sie das nicht lustig gemeint hat. »Da hast du natürlich recht.«

Sie nickt, die Lippen zu einem schmalen missbilligenden Strich zusammengepresst.

Nun denn, dieser Besuch wird anstrengend werden. Ich halte mich an den Armlehnen meines Sessels fest und stemme mich langsam hoch. »Komm rein, Kat. Komm schon rein, setz dich.«

Sie folgt meiner Aufforderung sehr langsam und sieht sich dabei gründlich um. Ich kann mir gut vorstellen, wie dieser Raum auf sie wirkt. Ich bin zusammen mit Jack in das Shady Oaks Assisted Living Center gezogen, als wir noch hofften, er würde sich von

seinem Schlaganfall erholen. In dem Versuch, es wie zu Hause aussehen zu lassen, habe ich es mit unseren Habseligkeiten vielleicht etwa zu voll gestellt. Aber was soll's – mein Geschmack ist der einer altmodischen Pariserin: reich verziert und üppig. Ich mag es, wenn meine Umgebung alle Sinne anspricht. Nun betrachte ich Kat dabei, wie sie die in dicken Rahmen hängenden Bilder betrachtet, das große Plüschsofa, die straff gepolsterten altrosafarbenen Sessel, die Fransenvorhänge. Nahezu alle Oberflächen sind mit Nippes, Büchern und Zeitschriften bedeckt. In so einem Raum kann man immer wieder Dinge entdecken: kleine Schätze wie den kristallinen Briefbeschwerer in Form einer Rose, das geschnitzte Schiff in einer Ecke oder die Skizze einer nackten Frau, die Kat gerade anstarrt – einer Frau, die, wie Jack meinte, mir ähnelt. Kat wirkt schockiert. Ob sie wohl denkt, dass ich dafür Modell gestanden bin? Die Vorstellung amüsiert mich ein wenig.

Doch viel wahrscheinlicher denkt sie gerade: Wie um alles in der Welt hat es Jack mit all diesem Kram ausgehalten?

»Bitte, setz dich doch auf diesen Sessel.« Ich deute auf die große, mit weichen Kissen gepolsterte Bergère, von der ich gerade aufgestanden bin. Das ist der bequemste Platz in dieser Wohnung. »Kann ich dir einen Tee anbieten? Oder einen Kaffee?«

»Nein, danke.« Sie lässt den Sessel links liegen und plumpst aufs Sofa – das große, mit goldenem Samt überzogene Sofa, das früher im Salon unseres Hauses stand.

»Nun, was führt dich zurück nach Wedding Tree?«, frage ich und setze mich so anmutig, wie es mir meine arthrotischen Hüften erlauben, wieder auf meinen Platz.

Sie spielt mit der doppelreihigen Perlenkette an ihrem Hals. »Eine meiner Urenkelinnen ist kürzlich hierher gezogen. Sie arbeitet bei der neuen Computerfirma in diesem grässlichen Gebäude im Norden der Stadt.«

»Aha.« Es ist eine Software-Firma. Das Gebäude hat viele runde gläserne Fronten, und in den Außenanlagen blühen immer irgendwelche Pflanzen. Mir gefällt es ganz gut. »Dann bist du also hier, weil du sie besuchst?«

»Das ist mein Vorwand. Eigentlich bin ich hier, weil ich mit dir reden wollte.« Sie umklammert ihren Stock. »Ich muss wissen, was damals passiert ist.«

»Mit Jack?« Plötzlich fühlt sich meine Brust heiß und wie zugeschnürt an. »Er hatte vor zwei Jahren einen Schlaganfall.« Ich spüre den Verlust noch immer wie einen körperlichen Schmerz – als hätte ich einen Arm und ein Bein und die Hälfte meiner wichtigsten Organe verloren.

»Ich weiß, ich weiß. Es hat mir leidgetan, als ich das gehört habe. Mein aufrichtiges Beileid. Aber das hatte ich nicht gemeint.« Immerhin hat sie den Anstand, etwas verlegen zu wirken. »Ich meinte früher. Was ist zwischen dir und Jack in Frankreich passiert? Ich muss das ganz genau wissen.«

Ich runzle die Brauen. »Verzeih, aber nach so langer Zeit spielt das doch gewiss keine Rolle mehr.«

Kats Kinn hebt sich gebieterisch. Einen Moment lang sieht sie aus wie ein Porträt von Ludwig XVI., auf dem er einen dieser Röcke mit einem engen Kragen trägt. »Es hat immer eine Rolle gespielt.«

Olala. Ich schlage die Beine übereinander, entfalte sie wieder. »Manchmal ist es am

besten, die Vergangenheit auf sich beruhen zu lassen.« Ich merke, dass der Satz so nicht ganz stimmt. »Manchmal muss man ...« Wie übersetzt man passer l'éponge? »Schwamm drüber. Vergeben und vergessen.«

»Ach, vergeben habe ich, zumindest Jack.«

Et moi?

»Ich habe versucht, auch dir zu vergeben«, fährt sie fort, wobei ich mir nicht sicher bin, ob ich diese Frage nun gedacht oder tatsächlich laut gestellt habe. Je älter ich werde, desto öfter passiert mir so etwas. »Zumindest so weit wie möglich, bei dem wenigen, was ich darüber weiß. Jack habe ich sofort vergeben, um nicht verbittert zu werden. Und das bin ich tatsächlich nicht geworden.« Wieder reckt sie das Kinn in die Höhe, und in ihren Augen blitzt eine Kampfansage auf. »Ich hatte ein sehr schönes Leben.«

»Da bin ich aber froh.« Und das stimmt tatsächlich. Ich hatte immer heftige Schuldgefühle, wenn ich an die Folgen dachte, die mein Tun für sie gehabt hatte. »Ich habe erfahren, dass du geheiratet hast.«

»Oh ja. Einen wundervollen reichen Mann, der mich angebetet hat. Ich habe vier Kinder, neun Enkel, achtzehn Urenkel und zwei Ururenkel.«

»Welch ein Reichtum.«

»Ja.« Sie streift einen unsichtbaren Fussel von ihrem marineblauen Rock. »Ich habe meinen Mann in Dallas kennengelernt, kurz nachdem ich aus Wedding Tree weggezogen war. Ich bin wirklich reich gesegnet. Aber es gibt noch einen Punkt auf meiner Liste von Dingen, die ich vor meinem Lebensende noch regeln will. Du und Jack ... Das ist das Einzige in meinem Leben, was ich nie verstanden habe. Und ...« Sie hält inne. »Ich habe nicht mehr viel Zeit.«

Ich lächle. »In unserem Alter geht das allen so.«

»Ja, aber ich weiß genau, wie wenig Zeit mir noch bleibt«, erwidert sie. »Weißt du, ich hatte vor Jahren Krebs, und jetzt ... na ja, jetzt ist er wieder da, und diesmal kann man ihn nicht mehr behandeln. Mir bleibt vielleicht noch ein halbes Jahr, wahrscheinlich sogar weniger.«

Ich runzle die Stirn und muss den Drang unterdrücken, mich zu bekreuzigen. »Das tut mir wirklich schrecklich leid.«

Sie winkt ab. »Es gibt mir einen gewissen Rahmen. Ich kann mir sehr genau überlegen, wie ich diese Zeit verbringen will.«

»Und da hast du dir überlegt, dass du etwas Zeit mit mir verbringen willst?« Ich fürchte, ich klinge ein wenig ungläubig. Ich an ihrer Stelle hätte mir in dieser Lage garantiert nicht meine Gesellschaft ausgesucht.

Sie nickt nur kurz und brüsk. »Ich habe einfach nie verstanden, wie ich mich in Jack so irren konnte. Ich bin zusammen mit ihm aufgewachsen, und ... na ja, ich habe ihn immer für einen anständigen Kerl gehalten.«

Ich betrachte meinen Ehering. Der Reif ist auf der Innenseite so dünn, dass er kaum noch hält. »Das war er auch.«

»Er hat sein Versprechen gebrochen und mich sitzen lassen.«

»Das war eigentlich nicht seine Schuld.«

»Ach, ich weiß schon, wer die größte Schuld daran hat.« Bei der Feindseligkeit in ihrer

Stimme bekomme ich eine Gänsehaut. »Aber trotzdem ...«, fährt sie fort. »Ich war mir so sicher, dass Jack ...«

Ihre Stimme ist so leise geworden, dass ich sie nicht verstehe. Ich beuge mich vor und fasse mir ans Ohr. »Wie bitte?«

Sie schließt die Augen. Ihre Miene wirkt gequält. Mit brüchiger Stimme, die mir einen Stich ins Herz versetzt, sagt sie: »Ich dachte, dass er mich liebt.«

»Oh, das hat er auch getan«, erwidere ich rasch.

»Offensichtlich nicht stark genug, sonst wäre er nicht deinen ... Reizen erlegen.«

Die Pause in ihrer Feststellung wäre lustig gewesen, wenn sie nicht so weh getan hätte. Mir war immer klar, dass Kat eine große Schönheit war, während ich – nun ja, niemand hätte mich je so beschrieben. »Ich habe ihm eigentlich keine Wahl gelassen«, erwidere ich.

»Verführung ist keine Entschuldigung für Untreue – es sei denn, du hast ihn unter Drogen gesetzt und gefesselt.«

Ich bin verblüfft und amüsiert zugleich, bemühe mich aber darum, diese Reaktion zu verbergen. »Ach nein?«, frage ich.

»Nein. Verführung ist nur ein Versuch, eine Versuchung. Wahre Liebe widersteht so einem Versuch.«

Ihre Vorstellung von wahrer Liebe – so naiv, so albern, so ... amerikanisch! Unwillkürlich muss ich darüber lächeln.

»Darin kann ich nichts Komisches entdecken.« Ihre Stimme klingt wie Nadeln, spitz und scharf.

»Nein, nein, natürlich nicht. Es ist nur so ... Kat, es herrschte Krieg, damals war nichts einfach nur schwarz oder weiß.«

Sie tut meine Bemerkung mit einer abschätzigen Handbewegung ab. »Es gibt keine Entschuldigungen.«

Bei dieser Einstellung wird nichts, was ich sage, ihre Meinung ändern. »Nun denn – warum bist du hier?«

»Um die ganze ungeschminkte Wahrheit zu erfahren. Mein Hospizbegleiter ist sehr hilfreich. Und dabei ist er ausgerechnet Jude.« Sie beugt sich ein wenig vor. »Weißt du, Amélie, in deinem Alter solltest du vielleicht auch daran denken, dir so eine Beratung zu holen.«

Das halte ich für einen – wie sagt man gleich noch mal? – Seitenhieb, aber ganz sicher bin ich mir nicht. »Ich glaube nicht, dass man einen Hospizbegleiter bekommt, wenn man nicht krank ist«, sage ich leise und frage mich, ob Kat wohl auch unter irgendeiner Form von Altersdemenz leidet.

Sie zuckt die Schultern. »Krank, alt – das ist doch alles ein und dasselbe. Egal – Jacob hat vorgeschlagen, dass ich tun soll, was ich tun muss, um Frieden mit der Vergangenheit zu schließen. Und da ist mir klar geworden, dass ich mit dir reden und endlich die Wahrheit erfahren muss. Was ist damals wirklich geschehen?«

Die Wahrheit. Mon Dieu, was für eine erschreckende Vorstellung. Ich spüre, wie mein Herz beginnt, gegen die Rippen zu pochen. »Was hat Jack dir denn erzählt?«, frage ich und versuche, so ein wenig Zeit zu gewinnen.

»Sehr wenig. Irgendwas in der Richtung, dass du ihn ausgetrickst hast, aber das habe ich natürlich nicht akzeptieren können.«

»Du hättest ihm glauben sollen«, sage ich.

Zum ersten Mal, seit sie sich gesetzt hat, sieht sie mir direkt in die Augen. »Aber wie hast du das angestellt? Ich muss unbedingt wissen, was passiert ist. Ich will die ganze Geschichte erfahren, damit ich endlich loslassen und in Frieden sterben kann.«

»Wie kommst du darauf, dass es dir Frieden schenken wird? Viel wahrscheinlicher wirst du dich schrecklich darüber ärgern.«

»Sag es mir einfach. Bitte. Meiner unsterblichen Seele zuliebe.«

Ach du meine Güte. Wie kann man eine solche Bitte ablehnen? Mir stockt der Atem.

»Ich muss wissen, was du getan hast, damit ich dir vergeben kann«, sagt sie. »Dabei geht es nicht um dich – offen gestanden bist du mir ziemlich gleichgültig –, sondern um mich. So wie ich das sehe, vergibt Gott uns nur, wenn wir unseren Mitmenschen vergeben.« Sie legt eine kurze Pause ein. »Ich muss erfahren, was du getan hast.«

Ich hatte immer gedacht, dass die Geheimnisse der ersten Zeit zwischen Jack und mir mit mir begraben werden würden. Die Vorstellung, sie alle ans Tageslicht zu befördern, ein Licht auf das scheinen zu lassen, was ich so mühsam verdrängt habe, bringt mein Herz dazu, gleichzeitig zu rasen und zu stocken – auch wenn mir klar ist, dass das medizinisch betrachtet unmöglich ist. »Ich möchte nicht unhöflich sein, aber diese Angelegenheit geht nur Jack und mich etwas an, nicht dich.«

»Sie geht mich nichts an? Ist das dein Ernst?« Plötzlich wird sie zu einer Löwin. Mit wutverzerrtem Gesicht und weit aufgerissenem Mund brüllt sie so laut, dass wahrscheinlich gleich eine Pflegekraft herbeieilen wird. »Du hast mir mein Leben gestohlen!« Bei jedem Wort knallt sie zur Verstärkung ihren Stock auf den Boden.

Auf meiner Oberlippe bilden sich Schweißperlen, während mein Mund sich anfühlt, als wäre er mit Watte ausgestopft. »Du – du hast doch gesagt, dass du ein sehr schönes Leben gehabt hast. Dass du einen wunderbaren Mann geheiratet hast ...«

»Das habe ich auch. Er war reich, attraktiv, erfolgreich, liebenswürdig. Aber ...«

Sie legt eine winzig kleine Pause ein. Ich weiß genau, was nun kommt. Und tatsächlich, auch wenn diese Worte nur noch geflüstert sind und die Löwin zu einem verwundeten Lamm geworden ist: »... er war nicht Jack.«

Nein, natürlich war er das nicht. Keiner war wie Jack. »Ich ...« Eigentlich wollte ich sagen, dass es mir leidtut, aber was würde das helfen? Eine Entschuldigung würde nichts zurückbringen, würde ihr nichts geben. Und mir würde sie nicht aus dem Herzen kommen. Ich hätte auf keinen einzigen Moment mit diesem wundervollen Mann verzichten wollen.

»Bitte!«, fleht sie.

Ich mustere sie und versuche, sie objektiv zu sehen, so, wie Jack das immer bei seinen Patienten gemacht hat. Er hat immer versucht, Vermutungen und Urteile beiseitezuschieben und die Person vor sich klar zu sehen. Ich sehe eine alte Frau, die versucht, eine für sie wesentliche, für ihr Leben entscheidende Wahrheit zu erforschen. Ach, merde.

»Die Wahrheit wird dir wahrscheinlich nicht den Frieden schenken, um den es dir geht«, warne ich sie abermals.

Wahrscheinlich ist Frieden das Letzte, was sie ihr schenken wird, denke ich. Wie kann sie mir vergeben, sobald sie das volle Ausmaß meines Betrugs erfahren hat?

Wie kann ich mir selbst vergeben? Ich hatte gehofft, zu sterben, ohne diesen Keller meiner Vergangenheit umgraben zu müssen und all die Leichen, die Skelette von Schuldgefühl und Beschämung und Schmerz ans Tageslicht zu befördern: Scham und Schmerz, die ich selbst durchlebt habe, aber schlimmer noch, die ich anderen zugefügt habe, auch wenn ich das nicht wollte.

Dennoch – mit welcher Begründung kann ich ihr vorenthalten, was sie wissen will, abgesehen von reinem Selbstschutz? Elise ist tot, sie muss ich nicht mehr beschützen. Ich habe den größten Schrecken des Alters durchlebt – älter zu werden als mein Kind.

»Ich weiß nicht einmal, wo du Jack getroffen hast«, sagt Kat.

Das kann ich ihr gern sagen, ohne dass es mich große Mühe kostet. »In einer Kirche«, erwidere ich. Es war in der Église Saint-Médard auf der Rue Mouffetard im fünften Arrondissement, auch wenn Jack und ich uns dort noch nicht richtig kennengelernt haben. Es war eher eine zufällige Begegnung.

»Ich bin vor dem Altar gekniet, oder vielmehr gekauert, und habe den Kopf auf die Brüstung gelegt, als Jack in den Beichtstuhl trat. Er hat mich nicht gesehen, und ich habe den Kopf nicht gehoben, um ihn anzuschauen.«

»Moment mal.« Kat hebt die Hand wie ein Verkehrspolizist. »Jack hat gebeichtet? Aber er war doch Baptist.«

Ich nicke. »Er hat es im Auftrag eines anderen getan.«

Kat braucht eine Weile, um diese Nachricht zu verarbeiten. Schließlich fragt sie: »Und du? Warst du auch zum Beichten dort?«

»Nein. Ich war da, weil ich verzweifelt war.« Ich war damals so hoffnungslos und verzweifelt, dass ich nicht mehr ein noch aus wusste.

Als ich daran denke, wabern die Erinnerungen an mir vorbei wie Nebelschwaden und verdichten sich wie solche. »Ich war – wie sagt man das? – am Boden zerstört. Mein Herz war gebrochen, und ich – ich war einfach völlig zerbrochen. Ich brauchte ein Wunder.«

»Warum? Was war denn passiert?«

»Sehr viel. Sehr, sehr viel.« Der Nebel wird immer dichter, er verschmilzt zu etwas, was eine Form und ein Gewicht hat.

»Ich meine, mit Jack. Du hast gesagt, er hat gebeichtet.«

Sie will nichts von mir wissen, sondern nur von Jack. Natürlich. »Ja. Er war in den Beichtstuhl getreten, und ich habe gehört, wie er mit dem Priester gesprochen hat. Sein Französisch war ziemlich gut, musst du wissen. Und was er gesagt hat – nun, ich konnte nicht anders, als zuzuhören.«

»Was hat er denn gesagt?«

»Er hat erklärt, dass er bei einer Feldlazaretteinheit in der Normandie war, die der Ersten Armee auf ihrem Marsch durch Frankreich gefolgt ist.«

»Ja, ja. Das hat er mir geschrieben.«

»Er sagte, dass er und ein junger Sanitäter einem verwundeten Infanteriesoldaten aus einem Jeep halfen, als ein einsamer deutscher Soldat völlig benommen und vielleicht auch verwundet in den Lazarettbereich taumelte. Der Mann hatte ein Maschinengewehr,

das er auf sie richtete. Der Sanitäter war ebenfalls bewaffnet, und er wusste, dass Jack keine Waffe bei sich trug. Deshalb schob er Jack beiseite und erschoss den Soldaten.«

Ich weiß noch genau, wie Jacks Stimme brüchig wurde, als er dem Priester das erzählte. Selbst jetzt schnürt sich mir dabei die Kehle zu.

»Der Sanitäter hat Jack das Leben gerettet, aber dabei ist er von mehreren Schüssen in die Brust getroffen worden. Als er im Sterben lag, hat er Jack gebeten, einen Priester zu holen, denn er wollte beichten. Doch dazu gab es keine Zeit mehr. Jack hat ihm gesagt, dass er ihm beichten sollte, er würde die Beichte später einem Priester übermitteln. Deshalb war Jack an jenem Tag in der Kirche – um als Stellvertreter des Sanitäters zu beichten.«

»Können Katholiken das denn tun?«, fragt Kat.

Welch lächerliche Details die Aufmerksamkeit dieser Frau erregen. Aber schließlich kennt sie sich in solchen Dingen nicht aus, sie ist wie Jack im baptistischen Glauben erzogen worden. »Nein, und das hat der Priester Jack dann auch erklärt. »Aber ich habe es ihm doch versprochen«, meinte Jack. »Und deshalb werde ich Ihnen jetzt seine Beichte auch übermitteln.««

»Und – hat er?«

»Ja. Jack erzählte, dass der Sanitäter nach der Landung der Alliierten – dem Tag, der heute allgemein als D-Day bekannt ist – von seiner Einheit getrennt worden war. Eine junge Französin hatte ihn ein paar Wochen vor den Deutschen versteckt und ihm geholfen, zu der amerikanischen Lazaretteinheit vorzustoßen. Er befürchtete, dass er sie damals geschwängert hatte. Doch er liebte sie und hatte vor, zurückzukehren und sie zu heiraten.

Der Priester sagte schließlich, dass er für die Seele des jungen Mannes beten würde, und fragte Jack nach dessen Namen.

»Er hieß Doug Claiborne und kam aus Whitefish, Montana«, erwiderte Jack.

Dann fragte der Priester Jack, ob er den Namen des Mädchens kenne oder wisse, woher sie stammte.

»Nein«, erwiderte Jack. »Der Sanitäter rang um seinen letzten Atemzug, als er mir das erzählte. Doch er meinte, er habe einen Zettel mit ihrer Adresse in seiner Rocktasche. Als ich nachsah, fand ich nur ein Loch an der Stelle, an der diese Tasche sich befunden hatte.«

»Dann können Sie nichts mehr tun«, sagte der Priester.«

Ich schließe die Augen und sehe die düstere Kirche vor mir. Ich kann die Holzpolitur auf der Altarbrüstung riechen und sehe die flackernden Opferkerzen vor meinem inneren Auge.

»Es war falsch von mir, das zu tun, aber als ich Jack und den Priester reden hörte und ihre Stimmen immer leiser wurden, schlich ich näher, um besser hören zu können. Vor dem Beichtstuhl stand etwas, was wie eine Arzttasche aussah, versehen mit einem Metallkett. Ich drehte das Etikett um und las seinen Namen: Dr. Jack O'Connor.

»Und du, mein Sohn?«, fragte der Priester. »Hast du etwas zu beichten?«

»Nur, dass ich es nicht verdient habe, am Leben zu sein«, erwiderte Jack. »Ein Mann hat sein Leben für mich geopfert.«

›Offenbar war Gott anderer Meinung. Kehrst du denn bald heim?‹

›Nein, ich bin im Lazarett der 365. Armee stationiert, hier in Paris. Früher befand sich dort das amerikanische Krankenhaus. Ich werde wohl noch einige Monate, vielleicht auch länger, hierbleiben.‹

›Aha‹, erwiderte der Priester. ›Nun, dann werde ich für dich beten.‹‹

Ich öffne die Augen und merke, dass Kat mich mit gerunzelter Stirn betrachtet. Bis dahin war mir nicht klar, dass ich die Augen geschlossen hatte. »In diesem Moment fasste ich einen Plan.«

Kats Brauen heben sich. »Einen Plan?«

›Ja. Aber um das zu verstehen, musst du wissen, wie das Leben im Krieg für mich war.‹

Kat winkt wieder geringschätzig ab. »Deine Leiden interessieren mich nicht. Hast du dich denn in all den Jahren für meine interessiert?«

›Nicht in dem Maße, wie ich es hätte tun sollen.‹ Ich habe den Eindruck, dass sie mir im Grunde gar nicht vergeben will. Sie will mich nur nicht ungeschoren davonkommen lassen – vom Haken lassen, wie man so sagt. Doch ich zügle meinen Ärger und zwingen mich, sie wieder so zu betrachten, wie es Jack getan hätte – möglichst objektiv, ohne Vorurteile oder Gefühle.

Sacré cœur. Sie ist eine alte Frau, die bald sterben wird. Ich sehe ein, dass ich ihr ihren Wunsch erfüllen muss. Aber zuvor müssen wir uns auf ein paar Dinge einigen.

›Manche Handlungen sind nur dann verständlich, wenn man den Grund dafür kennt. Wenn ich dir diese Geschichte wirklich erzählen soll – die ganze hässliche Wahrheit –, geht das nur, wenn ich sie in meinem eigenen Tempo und auf meine Weise erzähle. Entweder ich erzähle sie dir, ohne dass du mich unterbrichst oder mir irgendwelche Fragen stellst, oder ich lasse es bleiben.‹

Sie nickt wortlos, mit verkniffenen Lippen.

›Es könnte eine Weile dauern‹, warne ich sie.

Sie zuckt die Schultern, steif, wie sie es vorhin schon einmal getan hat. »Ich habe nichts mehr zu tun, als diese Geschichte zu erfahren, und dann zu sterben.‹

Und ich habe nichts zu tun, als diese Geschichte zu erzählen. Ich seufze, hole tief Luft und lege los.

## Amélie, 1. September 1939

Für mich begann der Krieg mit dem Kampf um den Reißverschluss.

An jenem Freitagnachmittag war ich mit meiner Mutter bei der Schneiderin. Wir suchten Stoffe und Besatz für neue Winterkleider aus. In Mme Depards Schneiderei duftete es immer nach Lavendel und Gesichtspuder, vermengt mit dem scharfen Geruch von Färbemitteln. Diese Mischung erfüllte mich stets mit einer schwebenden Hoffnung – dass die Schneider ein perfektes Kleid für mich zaubern würden, das mich von einem viel zu dünnen jungen Mädchen in eine schöne, selbstbewusste, vollbusige Frau verwandeln würde. Der Geruch war ein schwülstiges Versprechen.

Aber ich reagierte auch allergisch darauf – meine Augen begannen zu jucken und zu tränen.

Es war in der ersten Woche nach den Sommerferien, und ich trug meine Schuluniform: eine gestärkte weiße Bluse mit rundem Kragen, ein marineblaues, formloses Trägerkleid und flache Schnürschuhe. Ich war sechzehn und natürlich aufgeregt bei der Aussicht auf ein neues Kleid. Maman und ich hatten grünen Wolljersey ausgesucht, und ich hatte Maman schließlich zu einer taillierten Passform mit Gürtel überredet. In so einem Kleid würde ich richtig erwachsen wirken. Zudem hatte Maman mir vor Kurzem erlaubt, bei speziellen Anlässen Schuhe mit Absätzen und Strümpfe zu tragen.

Maman wollte Knöpfe für den Rücken aussuchen, aber ich wollte unbedingt einen Reißverschluss. Alle schicken Studentinnen im Quartier Latin trugen Kleider mit Reißverschlüssen. Ich besuchte noch das Lyzeum und sah zu ihnen auf. Maman fand, dass Reißverschlüsse billig wirkten, und sie waren tatsächlich billiger als Knöpfe, da sie leichter anzubringen waren. Deshalb galten Reißverschlüsse als Zeichen von Massenware.

Papa war Professor. Für Maman galten daher Kleider von der Stange als unter unserer Würde. Natürlich trugen wir keine Haute Couture, aber laut Maman wäre es eine Beleidigung für Papas Status gewesen, wenn wir keine maßgefertigten Kleider getragen hätten.

»Nur Leute, die sich nichts Besseres leisten können, tragen Reißverschlüsse«, belehrte sie mich.

»Filmstars können sich bestimmt etwas Besseres leisten«, widersprach ich. Meine beste Freundin Yvette und ich waren begeistert von Filmen, vor allem amerikanischen Filmen. Mein Vater behauptete, dass die französischen Filme besser seien – viel tiefsinniger und künstlerischer. Frankreich sei der Geburtsort von le cinéma, sagte er, und in Frankreich würde immer noch die Filmhauptstadt der Welt stehen, wenn der Große Krieg die Industrie nicht beschädigt hätte, wie er es mit ganz Frankreich getan hatte.

Mein Vater und eigentlich alle Erwachsenen, die ich kannte, redeten endlos darüber, wie Frankreich »vorher« gewesen war. Ich wusste nichts von »vorher«, weil ich »danach« geboren worden war. Doch seit ich lebte, wurde täglich vom Krieg geredet. Wie Brot wurde das Thema bei jeder Mahlzeit und jeder Gesellschaft aufgetischt. Wenn die Erwachsenen nicht über einen drohenden nächsten Krieg redeten, dann käuten sie die

Ereignisse des Großen Krieges wieder und immer wieder.

Selbst die französischen Filme handelten vom Krieg. Die Regierung bestand darauf, dass mindestens ein französischer Film für sieben amerikanische Filme in den Kinos lief. Damit sollte die französische Filmindustrie wieder auf die Füße kommen. Yvette und mir waren die unbeschwerteten Hollywoodfilme tausendmal lieber als die düsteren, grimmigen, kriegsbezogenen Filme in unserer Sprache. Wenn in den Nachrichtensendungen deutsche Soldaten im Gleichschritt marschierten, war das für unseren Geschmack mehr als genug militärisches Drama.

»Katherine Hepburn trägt Reißverschlüsse«, erklärte ich meiner Mutter.

»Na und? Wenn Katherine Hepburn eine Kloschüssel als Hut tragen würde, würdest du das dann auch tun?«, fragte Maman.

Wir stritten uns in einer hinteren Ecke der Schneiderei, als Mme Avant mit tropfendem Regenschirm und hochrotem Gesicht hereinstürmte. Ihre Brust, die groß und rund war wie die einer Taube, hob und senkte sich heftig. Alle wandten sich ihr zu.

»Die Deutschen greifen Polen an!«, verkündete sie.

Alle Frauen in dem Geschäft erstarrten. Maman wurde kreidebleich. »Oh nein«, murmelte sie und presste die Hand aufs Herz. »Meine Jungs!« Sie stützte sich an einem Schaukasten ab.

Meine Brüder waren siebzehn und achtzehn, und sie konnten es seit einer gefühlten Ewigkeit kaum erwarten, in die französische Armee einzutreten. Maman hatte darauf bestanden, dass sie warteten, bis sie eingezogen wurden. Pierre, der ältere, gab ihr immer zu bedenken, dass die Männer, die freiwillig eintraten, die besten Posten bekamen. Papa meinte, sie müssten auf alle Fälle Wehrdienst leisten, aber bislang hatte Maman sich durchgesetzt.

Ich hatte Gespräche über Krieg und Politik zum großen Teil ausgeblendet, aber bei den jüngsten Ereignissen war mir das nicht mehr gelungen. Erst in der vergangenen Woche hatte Deutschland einen Nichtangriffspakt mit Russland unterzeichnet, woraufhin Frankreich und Großbritannien einen Pakt zur Verteidigung von Polen geschlossen hatten.

In der Schule hatte meine Freundin Lisette, deren Vater im Louvre arbeitete, berichtet, dass das Museum Gemälde und Skulpturen einpackte, um sie wegzuschaffen und auf dem Land zu verstecken. Ihr Vater habe persönlich dabei geholfen, die Venus von Milo in einer Kiste zu verstauen.

In der Luft lag bleiern und schwer das Gefühl, dass bald etwas Schlimmes passieren würde, bedrohlich wie eine schwarze Wolke, aus der sich ein Schneesturm entladen würde.

»Heißt das, dass wir uns jetzt im Krieg befinden?«, fragte ich.

»Jetzt noch nicht, aber sicher sehr bald«, erwiderte Mme Avant.

»Wir müssen sofort heim.« Maman richtete sich auf und griff zu ihrer Handtasche.

»Komm.«

»Und was ist mit unseren Kleidern?«, fragte ich.

»Darum kümmern wir uns später.« Sie wandte sich an die Verkäuferin, die den Stoff an den Besatz und die Knöpfe hielt. »Das verstehen Sie doch sicher.«

»Bien sûr«, murmelte diese mit gesenktem Kopf. »Ich lege den Stoff für Sie beiseite.«

Maman bedankte sich leise und umklammerte auf dem ganzen Heimweg meinen Ellbogen. Wir wohnten in einem schmalen dreistöckigen Stadthaus, eine Seltenheit im Quartier Latin, wo fast jeder in einer Wohnung lebte. Das Haus gehörte seit etlichen Generationen der Familie meines Vaters, und erst letztes Jahr hatte Papa einen Großteil seiner Ersparnisse darauf verwendet, das Fundament zu verstärken und Bad und Küche zu modernisieren.

Yvette hatte mich aus ihrer Wohnung auf der gegenüberliegenden Straßenseite wohl beobachtet, weil sie gleich nach unserer Ankunft an der Tür klopfte. »Hast du es gehört?«, flüsterte sie.

»Ja«, erwiderte ich.

Wir waren aufgeregt. Wir wussten, dass es schrecklich war, aber wir waren in vieler Hinsicht noch Kinder und hatten nun das Gefühl, am Rand eines großen Abenteuers zu stehen. Trotz allem, was die Menschen um uns herum sagten, kam uns der Krieg wahnsinnig aufregend und schillernd vor. All diese Männer in all diesen stattlichen Uniformen, so tapfer, so attraktiv, so bereit zur Liebe!

Maman schaltete das Radio an. An diesem Abend kam keine Musik, es wurde nur endlos geredet.

»Wir müssen uns eine Frisur ausdenken, die uns älter aussehen lässt«, flüsterte Yvette mir zu.

Wir verschwanden in meinem Zimmer, stellten uns vor den Spiegel meines Schrankes und steckten uns gegenseitig die Haare hoch. Yvette und ich waren wie Schwestern; unsere Eltern waren eng befreundet, und wir kannten uns unser ganzes Leben lang.

Doch obgleich wir uns wie Schwestern fühlten, hätten wir nicht unähnlicher aussehen können. Yvette hatte blondes Haar und blaue Augen, und ihre Wangen und Lippen waren stets rosig, als wäre sie gerade aus der Kälte gekommen. Auch ihr Wesen war farbenfroh und munter. Ich hingegen war klein und dünn. Meine Haare waren dunkelbraun, meine Augen hellbraun.

»Oh, diese Yvette, das wird mal eine wahre Herzensbrecherin«, pflügten die Leute zu sagen. Über mich verlor kaum jemand ein Wort. Ich verschmolz immer mit dem Hintergrund, was mir nichts ausmachte. Yvette bei ihren Plänen und Streichen zu unterstützen, war mir lieber, als selbst welche auszuhecken. Ich war introvertiert und beschäftigte mich am liebsten mit Lesen und Schönschrift. Ich hätte mein ganzes Leben damit verbringen können, mit einem Stapel Bücher in einer Ecke zu sitzen oder bewaffnet mit einem Bleistift exotische Schriftzüge aus Zeitschriften oder von Filmplakaten zu kopieren, während Yvette ständig auf der Suche nach neuen Abenteuern war.

Yvette ging, als Maman mich bat, ihr bei der Zubereitung des Abendessens zu helfen. Es gab geschmortes Huhn mit neuen Kartoffel und Karotten. Papa kam zur gewohnten Zeit nach Hause. Er wirkte sehr grimmig. Normalerweise begleiteten ihn meine Brüder von der Universität nach Hause.

»Wo sind Pierre und Thomas?«, fragte Maman.

Mein Vater hingte wortlos den Hut auf.

»Non«, ächzte Maman. Ihre Stimme klang wie im Gebet. Sie stürzte sich auf Papa und

klammerte sich an die Aufschläge seines Mantels. »Du musst sie aufhalten!«

»Es sind Männer, Marie.«

»Thomas nicht«, widersprach Maman. »Er ist noch ein Junge.«

»Mit siebzehn kann man in die Armee eintreten. Im Übrigen wird er in zwei Monaten achtzehn. Dann wird er eingezogen, wenn er jetzt nicht mit Pierre eintritt.«

Maman ließ die Hände fallen. »Trotzdem – es hätte ihm ein bisschen Zeit verschafft.«

Mein Vater lockerte seine Krawatte und seufzte. »Marie, es ist wichtig, dass er diese Entscheidung selbst fällt.«

»Er ist zu jung, um solche Entscheidungen zu fällen.«

»Womöglich ist das seine letzte freie Entscheidung in einer sehr langen Zeit.« Er zog den Mantel aus. »Die beiden tun etwas Ehrenhaftes, und wenn sie Glück haben, können sie zusammen dienen und einander im Auge behalten. Du darfst ihnen keine Vorwürfe machen.«

Meine Mutter kehrte meinem Vater den Rücken zu und weigerte sich, weiter mit ihm zu reden. Mit abgehackten, schroffen Bewegungen hantierte sie in der Küche herum und klapperte mit Topfdeckeln und Pfannen.

Meine Brüder kamen an jenem Abend nicht rechtzeitig zum Essen nach Hause. Vater und ich aßen ohne sie, Mutter aß nichts. Sie saß zwar bei uns am Tisch, schob jedoch ihr Essen nur auf dem Teller herum.

Als wir den Tisch abräumten, kehrten meine Brüder heim.

»Nun?«, fragte mein Vater.

Pierres Rücken war straff, sein Kinn nach vorn gereckt, als wappne er sich für einen Kampf. Auch Thomas stand aufrecht neben ihm wie ein Soldat, der auf seine Befehle wartet. »Wir sind in die Armee eingetreten.«

Meine Mutter fing an zu weinen. Ich glaube, auch meinem Vater traten Tränen in die Augen, doch er stand auf und umarmte erst Pierre, dann Thomas so rasch, dass man nicht sagen konnte, ob er weinte.

Sie setzten sich an den Tisch, und Papa schenkte ihnen Wein ein.

»Bekommt ihr eine Uniform?«, wollte ich wissen.

»Ja«, antwortete Thomas.

»Und Waffen?«

Meine Mutter legte die Hand auf den Mund und wimmerte.

»Amélie!«, rügte mich mein Vater.

»Was ist denn? Ich wollte nur wissen, ob sie ausgerüstet sein werden, um sich zu verteidigen.«

»Na klar, Kleine.« Thomas zerzauste mir die Haare. Normalerweise hasste ich das, aber heute Abend machte es mir nicht so viel aus. Vielleicht war es seine plötzlich so aufrechte Gestalt, die ihn größer wirken ließ als sonst. »Wir werden bestens gerüstet sein, um Frankreich zu verteidigen.«

Pierre erhob sein Glas. »Vive la France!«

Papa, Thomas und ich hoben ebenfalls unsere Gläser und riefen: »Vive la France!«

Papa winkte Maman zu. »Komm her, Marie, du musst mit uns anstoßen.« Er schenkte ihr etwas Wein ein. Als sie das Glas hob, zitterte ihre Hand.

»Vive la France!«, riefen wir abermals aus voller Kehle.

Bis auf Maman. Ich hörte es ganz deutlich, auch wenn sie es nur halblaut sagte: »Vive mes fils.« Mögen meine Söhne am Leben bleiben.